

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 40.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(13. Fortsetzung.)

Der Zorn durchzitterte Lucie bei diesem Anblicke so heftig, daß ihre auf dem Polster liegende Hand, deren Finger das kleine Schrohr umspannt hielten, hin und her vibrierte. Für wenige Augenblicke war sie im Schreck der Ueberraschung an die Lehne ihres Stuhles zurückgesunken, aber sie raffte sich schnell auf, riß das Perspektiv wieder vor's Auge und sah . . . Richard und Bally herzlich lachend bei dem alten Lord und seiner Gemahlin stehen. Beide mit den Gesichtern nach ihr gewendet, hätten fast den Gedanken in Lucien auskommen lassen, sie selbst, von ihnen erblickt, sei der Gegenstand ihres Gelächters.

Der Strom rollte seine Wellen rasch abwärts und mit ihnen gleichmäßig rasch verschwand die zierliche Yacht mit dem rot- und weiß gegatterten Wimpel aus dem Sehkreis des guten Glases. Lucie bemerkte diese fluchtähnliche Schnelligkeit erst nach einer Weile, als das zierliche Fahrzeug sich schon so weit entfernt hatte, daß sie sich mit dem halben Oberkörper hätte zum Fenster hinaus legen müssen, um es noch zu sehen. Sie fühlte sich zu sehr aufgereggt, um ihre Arbeit fortsetzen zu können.

Aus ihrem Gedächtnis hoben sich, wie aus der Tiefe eines Sees die Dämpfe unterirdischer heißer Quellen hoch aufsteigen, die Erinnerungen an jene Tage, wo sie Sir Richard Clinton am Hümngrab in der Heide zum erstenmale gesehen und dann in ihres Mannes Garten zu Hildesheim ihn wieder sah, von welchem Tage an der Fluch der Untreue an ihre Fersen sich hing. Bei diesem Rückblicke empfand sie die schwersten Gewissensbisse wegen des Verbrechens an ihrem Gatten, an ihrem Kinde, sie fühlte aufs neue die Schmach der Entehrung, welche Sir Richard über sie gehäuft, als er sie gleich einer ausgenützten Waare von sich stieß.

In ihr gährte Zorn, Haß und Rache, sie hatte keinen andern Wunsch, als ihn . . . elend zu sehen. Blizartig kreisten wilde, böse Gedanken durch ihr Hirn und doch drängte sich der Zwang ihr auf, diese niederzudrücken. Was hätte sie gegen die Beschimpfung vermocht, welche die Familie Clinton gegen sie in Tätigkeit gesetzt haben würde, wenn sie ihrem Abscheu vor derselben offenen Ausdruck verliehen hätte? Ihrer selbst willen mußte sie schweigen.

Was geht in einer ungeheuren Stadt wie London nicht alles vor, was nie zur Veröffentlichung kommt!

Der Prozeß der Königin neigte sich seinem Ende zu. Es war im Anfange des Oktober, als der Königin berühmter Rechtsanwalt Mr. Brougham jene bewundernswürdige Rede hielt, welche die Minister vollständig schlug. Das Volk jubelte auf den Straßen; Ausschreier boten Flugblätter aus mit den Worten: „Broughams Tropfen gegen Mylords Castlerragh's (Minister) Bauchgrimmen.“

Die Ungewißheit, welche wie ein Damoklesschwert bisher über dem Ausgang dieses Skandalprozesses schwebte, verflüchtigte sich nach Broughams gewaltiger Rede wie eine Rauchwolke, die der Wind in Atome auseinander stäubt, jetzt erschien es jedem als unmöglich, daß die Strafbill gegen die Königin zur Weiterführung gedeihen dürfe und könne und dies war kein Fehlschuß, der 10. November brachte dies vom Volke aufgestellte Calcül zur Wahrheit. In der Sitzung dieses Tages erscholl das gebietende Wort des Lordpräsidenten, daß alle Fremde das Haus zu verlassen hätten . . . man kannte die Bedeutung dieses Präsidentengebotes, die Fremden verließen das Haus. Zwanzig Minuten nach ein Uhr wurde das Ergebnis der gesammelten Stimmen der anwesenden Lords für oder gegen die dritte Vorlesung erwählter Bill verkündet, die Majorität verwarf dieselbe. Lord Liverpool, der erste Minister, erhob sich und gab die merkwürdige Schlußerklärung zu dem skandalösen Prozeß mit den Worten: „Die Regierung habe in Beziehung auf die öffentliche Meinung und auf die geringe Majorität, mit der die Bill durchgegangen sei, das weitere Verfahren aufzugeben beschlossen.“

Als die Königin in ihrem Kabinette im Oberhause diese Nachricht empfing, stand sie wie eine Bildsäule unbeweglich, das geistige Fluidum schien von ihr gewichen, nur Brougham's, ihres Verteidigers Rat, sofort in den Wagen zu steigen, um sich dem Volke zu zeigen, gewann bei ihr den zur Erfüllung desselben nötigen Eindruck.

Als das Freudengeschrei: „Die Königin! die Königin für immer!“ sie empfing, blieb sie noch eben so starr und stumm, dann erst als der Volksjubel auf der Nachhausefahrt sie umwirbelte, brach sie in einen Tränenstrom aus. Sie hatte harte Stunden überwunden, wie selten eine Königin sie überwinden

muß. Drei Abende durch war London illuminirt, die Minister mußten ihre Hotels durch Gardendivisionen schützen lassen. Wer nicht illuminirte, dem wurden die Fensterscheiben eingeworfen. Der Lordmayor sah sich in die Nothwendigkeit veretzt, mittels besonderer Anschlagzettel die feierliche Illumination des Stadthauses zuzusagen und verband mit diesem Versprechen zugleich die Bitte, an den Häusern der Quäker keinen Unfug zu verüben, indem Erleuchtung ihrer Religion zuwider sei, was selbstverständlich unter dem Volke viel Gelächter bewirkte.

Mehrere Wochen waren seit der Schlußverhandlung des Prozesses im Parlamente verstrichen; die Königin fuhr oft durch die Straßen, man begrüßte sie stets mit fröhlichem Zurufe. Sie schien sich heiterer zu fühlen, man sah oft in ihrem Wagen die kleinen Nichten der Herzogin Hamilton, ihrer Freundin, die sie sehr lieb zu haben schien und fast immer persönlich zu dieser ihrer Tante zurückbrachte. An einem windstillen klaren Dezember-tag in der ersten Woche dieses Schlußmonates erwartete Mistrefß Lucie die beiden jungen Damen von einer Partie mit der Königin vom Hydepark zurückkommend im Hotel Hamilton. Lucie, meist immer ernst, zeigte sich heute heiter.

Die Königin, von Mylady Anna begleitet, ging an ihr vorüber und blieb wie überrascht stehen, als sie den Ausdruck von Frohsinn in der Mistrefß Gesicht merkte.

„Es muß Ihnen etwas sehr Gutes widerfahren sein, Mistrefß,“ äußerte die hohe Frau . . . „Sie scheinen vergnügt zu sein. Habe ich's getroffen?“

„Vollkommen,“ antwortete die Herzogin. „Sie sieht ihren Lieblingswunsch erfüllt.“

„Das ist allerdings ein Glück, das nicht allen zuteil wird,“ antwortete die Königin.

„Aber welcher Wunsch könnte das sein?“

Die Herzogin erzählte, daß Mistrefß Lucie sich in kürzester Frist verheiraten werde mit dem Pächter der Tardinischen Galerie, Master Zecco. Signora Marcella, die Gattin dessen Oheims Tardini, Besitzer der allgemein bewunderten Schauhallung am Hydepark corner, sei vor wenigen Tagen gestorben.

„Nun, nun, Mistrefß, ich weiß jemand, der Ihnen gewogen ist und Ihren Hochzeitstag zu einer guten Erinnerung machen wird,“ sprach die hohe Frau und ihr zunicend schritt sie nach dem Zimmer der Herzogin, auf deren Wink die beiden jungen Damen bei Lucie zurückblieben.

Nach einer langen Pause äußerte die Königin zu ihrer Freundin: „Weißt du, Anna, daß ich vorhin unwillkürlich an meine erste Bewillkommung mit meinem Gemahl, dem damaligen Prinzen von Wales, erinnert wurde. Sie war von einer Art, die sich nicht so leicht vergessen läßt . . . ich habe leider ein zu gutes Gedächtnis für manche Dinge. Ach meine liebe Anna, es gehörte eine starke Dosis von Entschlossenheit dazu, um dem über mich verhängten Schicksal dieser Heirat gefaßt entgegen zu gehen. Ich kannte zu meinem Entsetzen, ehe ich in Begleitung des vom englischen Hofe gesendeten Brautwerbers Lord Harris in London ankam, die ausschweifende Lebensweise meines künftigen Gemahls genau und diese Kenntniß empörte mich; aber was konnte ich tun, als schweigen und mich fügen!“

„Im St. James-Palaste wurde ich in ein Zimmer geführt, in welchem sich niemand befand. Der Prinz von Wales kam rasch herbei, Lord Harris stellte mich ihm als seine Braut vor. Nach herkömmlicher Etikette wollte ich vor ihm niederknien, er hob mich jedoch freundlich auf und küßte mich, sprach aber kaum ein Wort mit mir, sondern drehte sich um, ging im Hintergrunde des Zimmers ein paar Gänge auf und nieder und rief dann dem Lord zu: Harris, mir ist übel . . . schaffen Sie mir ein Glas Brandy. Der Schreck, den mir dies abscheuliche Benehmen des Prinzen einflößte, machte auf mich einen so starken Eindruck, daß ich glaubte, mein Blut plötzlich nach dem Herzen zurückströmen zu fühlen. Lord Harris schlug ihm vor, lieber ein Glas Wasser zu trinken, worauf der Prinz ärgerlich einen

Fluch ausstieß und das Zimmer rasch verließ. In dem großen Venetianerspiegel, dem ich gegenüberstand, erblickte ich mein Gesicht wie von einem grauen Schleier verhüllt und . . . sie ließ eine kurze Pause folgen, dann redete sie weiter: „und als die Mistrefß vorhin vor mir stand, möchte ich beschwören, einen gleichen verdüsterten Schatten über ihre Züge hinhuschen gesehen zu haben. Sollte das ohne Bedeutung bei ihr bleiben? Ach die Aermste! Der graue Schatten hat mich bisher wie ein Fluch verfolgt.“

Lady Hamilton antwortete nicht auf diesen Erguß einer nie zu vergessenden Erinnerung im Gedächtnis ihrer hohen Freundin, sie wendete nur das einzige Mittel an, dessen Wirkung nie versagte, wenn es galt, derselben eine Beruhigung gegen deren zu Aufregungen so leicht hingerissenem Gemüt zu verschaffen. Während die Königin an eins der Fenster trat, ging die Herzogin zur Türe, öffnete diese geräuschlos und winkte ihren beiden Nichten, die mit Mistrefß Lucie an einem Tische saßen und die Illustrationen einiger Pracht-Kupferwerke betrachteten. Den Zeigefinger schräg auf die Lippen gelegt, als Zeichen des Schweigens, deutete sie den jungen Damen an, still sich zur Königin zu begeben . . . und ganz im Einverständnis mit ihrer Tante, schlüpfen diese lautlos über die weichen, kostbaren Teppiche.

„O, my Darlings!“ rief die Königin freudig auf die ihre Hände küßenden niederblickend.

Mistrefß Lucie verließ unterdessen das Vorzimmer.

In ihr Leben war eine Veränderung getreten, die sie früher nicht für möglich gehalten. Signora Marcella, vor drei Wochen plötzlich erkrankt, ohne daß die Aerzte eine Ursache der schweren Leiden ergründen konnten, welchen sie schließlich zum Opfer fiel, ruhte im Grabe; aber der bittere Haß gegen Zecco hatte sich noch in ihrer Todesstunde geäußert. „Jetzt wird es klar vor mir,“ hatte sie nach langem Schweigen mühsam zu dem an ihrem Bette stehenden Gatten gesagt. „Ich habe den Tod in einer Tasse Kaffee getrunken.“

„Marcella, du weißt nicht, was du sprichst,“ entgegnete der alte Tardini erschrocken.

In diesem Momente traten die beiden Aerzte ein, welche sie behandelt hatten und schleunigst herbeigerufen worden waren, hinter ihnen folgte Zecco. Niemand als die Sterbende hatte ihn gesehen . . . sie stieß einen Schrei aus. Zecco verschwand aus dem Zimmer.

Dieser Schrei war der letzte Laut ihres Lebens, nach wenigen Minuten hatte sie der Tod berührt.

Einige Tage nach dem Begräbnisse Marcellas fand zwischen dem alten Tardini und Zecco eine sehr ernstliche Besprechung statt, deren Resultat dem letzteren die Zustimmung zu einer sehr billigen Verpachtung der Galerie von Seiten des alten Herrn brachte. Und ein paar Wochen später fand zur größten Freude der würdigen Mistrefß Stanhope die Trauung Luciens mit Master Zecco statt.

Noch vor Beginn dieser heiligen Handlung brachte ein Lakai der Königin an Mistrefß Lucie ein Hochzeitsgeschenk seiner hohen Gebieterin, einen Korallenschmuck in prächtigem Etui und mit demselben angetan, stand sie an des Bräutigams Seite vor dem Altare, aber der junge kräftige Mann sah zum Entsetzen bleich aus, als durchschauere ihn ein kaltes Fieber und die Braut, deren Hand in der seinen ruhte, fühlte ein heftiges Zittern derselben.

„Dir ist unwohl,“ flüsterte sie.

„Aufregung . . . nichts weiter. Das geht rasch vorüber . . . sei unbesorgt.“

Und das rasche Vorübergehen bezeugte sich als vollkommene Wahrheit. Als er mit seiner Angetrauten die Kirche verließ, sah er so blühend aus, als habe er nie eine Anwandlung von Unwohlsein oder Schwäche gefühlt.

Etwas vom Welt-Untergang.

Wird die Welt, so wie sie ist, ewig bestehen, oder wird sie früher oder später einmal dem Untergange, der Zerstörung anheimfallen?

Diese hochwichtige Frage hat die Phantasie der Völker zu fast allen Zeiten beschäftigt und beschäftigt sie bis auf den heutigen Tag. Taucht doch selbst in unserer hochgebildeten Gegenwart von Zeit zu Zeit das Schreckensgespenst des Weltuntergangs da oder dort, anlehnend an alte oder neue Prophezeiungen, auf und versetzt die Gemüter so vieler, sonst nicht gerade besonders abergläubischer Menschen, in Schrecken und Verzweiflung, oder gibt Anlaß zur Begehung von allerhand sinnlosen Torheiten. Wenn aber so etwas selbst in unserer aufgeklärten Zeit möglich ist, wie viel mehr mußte es in früheren Zeiten möglich sein, wo Wissenschaft und Naturkenntnis der durch Aberglauben erhitzten Phantasie keine hemmenden Zügel anzulegen imstande waren! Zu keiner Zeit im Laufe der bekannten Menschheits-Geschichte mag dieses in höherem Grade der Fall gewesen sein, als zur Zeit des Untergangs des großen römischen Weltreichs im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr., wo der Weltglaube an den bevorstehenden Weltuntergang teils in den historischen Ereignissen, teils in der damaligen pessimistischen, zur Weltflucht neigenden Stimmung der Gemüter reiche Nahrung fand. Der Glaube an die alte Religion und Philosophie war geschwunden, und das neue war noch nicht hinlänglich erstarkt, geschwunden, und das neue war noch nicht hinlänglich Zweifel um einen vollgültigen Ersatz zu bieten. Es durfte außer Zweifel sein, daß die rasche Ausbreitung des Christentums um jene Zeit in der Sage vom bevorstehenden Weltuntergang und in der damit zusammenhängenden Furcht der Menschen vor dem Kommen und vor den Schrecken des jüngsten Gerichts eine ihrer stärksten Stützen fand, und daß sich der Blick der geängsteten Menschheit mit Vergnügen von den verzweifeltsten Zuständen des Diesseits hinweg und nach den von der neuen Religion verheißenen Wonnen und Herrlichkeiten eines besseren Jenseits richtete. Die Furcht selbst war freilich eine ebenso unbegründete, wie bei allen früheren und späteren Gelegenheiten oder Prophezeiungen ähnlicher Art, und die alte Sonne versäumte es nicht, immer wieder zur rechten Zeit und am rechten Orte zu erscheinen, wie sie es seit hunderttausenden und millionen Jahren zu tun gewohnt war. Und so wird es auch noch viele millionen Jahre weiter gehen, und die moderne Naturwissenschaft hat nur ein mitleidiges Lächeln für diejenigen, welche es für möglich halten, daß der ewige, gesetzmäßige Gang der Natur jemals auf eine plötzliche oder gewaltsame Weise werde unterbrochen werden können.

Und dennoch hat die Idee des Weltuntergangs an und für sich ihre vollkommene Berechtigung, und grade die moderne Wissenschaft ist es, welche mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die Zeit vorauszusagen wagt, in welcher, wie der mit höherer Weisheit ausgerüstete Prospero in Shakespeare's „Sturm“ als ein wahrer Seher prophezeit, dieser Erdball mit allen seinen Wundern in Dunst vergehen und spurlos verschwinden wird.

„Und wie dies hohl' Gesichte schnell verschwindet,
 „So werden einträgen wolkenhohe Türme
 „Und mächtige Paläste, höre Tempel.
 „Ja dieses Erdballs ungeheurer Bau
 „Mit allem, was darauf, in Dunst vergehn
 „Und, wie dies leere Schaueprärg' verblaßt
 „Spurlos verschwinden — — —“

Freilich wird dieser von der Wissenschaft selbst prophezeite Weltuntergang in einer ganz anderen Weise vor sich gehen, wie es der Volksaberglaube annimmt oder angenommen hat und kein menschliches Wesen wird Zeuge desselben sein. Denn nicht eine plötzliche Katastrophe wird ihn herbeiführen, sondern eine sehr langsame und allmähliche Umwandlung und Veränderung an der Hand jenes ewigen Gesetzes des Werdens und Vergehens, welches die ganze Natur und das gesammte Dasein mit unverbrüchlicher Regel beherrscht und den alten Spruch zur Wahrheit macht:

Denn alles, was entsteht,
 „Ist wert, daß es zu Grunde geht.“

Das Entstehende ist aber nicht bloß wert, daß es zu Grunde geht, sondern es muß zu Grunde gehen, da der Untergang in dem Wesen der Entstehung selbst liegt und da es eine keine Ausnahme duldende Naturnotwendigkeit ist, daß jedes in der Zeit entstandene Ding oder jedes Einzeldasein die drei Stadien des Anfangs, des Fortschritts und des Verfalls durchleben muß. Jeder Welt-Anfang bedeutet daher zugleich ein Welt-Ende oder einen Welt-Untergang. Dieses große Gesetz der Entwicklung und Rückbildung oder des Entstehens und Vergehens gilt ebenso für den milliarden von Jahren lebenden Himmelskörper, wie für die einige Stunden im Sonnenschein tanzende Eintagsfliege oder für das noch kürzer lebende Infusorium. Jede Pflanze, jedes Tier, jeder Mensch, jedes Geschlecht, jedes Volk, jede Nation, jede Idee, jeder Himmelskörper und jedes Himmelskörpersystem ist ihm gleicherweise unterworfen. Ohne dasselbe würde die seit Ewigkeit bestehende Welt längst derart von Einzelgestalten erfüllt oder überfüllt sein, daß Raum oder Gelegenheit für irgend welche Weiterentwicklung nicht mehr vorhanden wäre, und daß alles in unrettbare Starrheit versunken sein würde, während wir in Wirklichkeit alles um uns her und in uns selbst in unaufhaltbarem Fluß und Wechsel dahineilen sehen. Aus diesem allgemeinen Meere des Seins tauchen die Einzelwesen nur auf, um nach kürzerer oder längerer Dauer in demselben wieder unterzugehen und zu verschwinden, und der Unterschied zwischen ihnen liegt nur in der Verschiedenheit der Zeiträume, welche jedes derselben zur Vollendung seines Lebenszyklus bedarf. Je länger oder ausgedehnter der letztere ist, um so weniger sind wir Menschen, die wir alles nach der kurzen Spanne unseres eignen kleinen Daseins zu bemessen gewohnt sind, geneigt, die Allgemeingültigkeit jenes Gesetzes anzuerkennen. Und doch kann schon jeder langlebige Baum uns eines Besseren belehren:

„Dreihundert Jahr' wächst eines Eichbaums Schaft —
 „Dreihundert Jahr' steht er in seiner Kraft
 „Dreihundert Jahre braucht er zum Vergehen,
 „Und sterbend wird dreihundert Jahr' er sehn!“

Mag auch der uns auf solche Weise bedrohende oder in sicherer Aussicht stehende Weltuntergang noch so lange und vielleicht noch viele millionen Jahre auf sich warten lassen, einmal wird und muß derselbe doch erfolgen und damit jene wunderbaren Ahnungen des einstigen Weltendes bestätigen, welche sich in den Mythen oder sagenhaften Ueberlieferungen fast aller Kulturvölker nachweisen lassen und in verschiedener Gestalt auftreten. Es ist in der That eine überaus merkwürdige und unser Nachdenken wachrusende Erscheinung, daß die Entdeckungen oder Aufklärungen der modernen Naturwissenschaft auf eine so wunderbare Weise mit den instinktiven Ahnungen oder Meinungen früherer und von wissenschaftlicher Erkenntnis weit entfernter Zeiten übereinstimmen. So lehrt die Philosophie der alten Inder, dieser Urbäter aller menschlichen Weisheit, daß die Welt und alles, was in ihr ist, die drei Stadien von Wachstum, Vollendung und Niedergang durchläuft. „Ein Einzelding kann nicht dauern, alle Dinge, welche entstehen und sich wiedererzeugen, müssen notwendig zu Grunde gehen.“ Taraua folgt eine ganze Reihe von Weltuntergängen und Weltwiedergeburten, welche sich nach sog. Kalpa's oder nach vielen millionen von Jahren zählenden Zeiträumen berechnen.

So singt der Vedanta-Lehrer Sankara:

„Ein Tropfen, der am Lotosblatte zittert,
 „So ist das flüchtige Leben bald verwittert
 „Acht Urgebirge, nebst den sieben Meeren,
 „Die Sonne, wie die Götter selbst, die hehren,
 „Dich, mich, die Welt, dies alles wird zertrümmern
 „Die Zeit — warum denn noch um irgendwas sich kümmern?“

Weniger freigebig mit der Zeit, als die indische Religionsphilosophie, ist der persische Religionsstifter Zoroaster, da er

den Untergang der Welt schon zwölftausend Jahre nach der Schöpfung erfolgen läßt. Die jüdischen Talmudisten halten die alte Lehre vom Weltuntergang jetzt noch aufrecht; dieselbe reicht sogar in das neue Testament hinüber. So spricht Petrus (2. Ep.) vom Weltuntergang und sagt: „Einen neuen Himmel aber und eine neue Erde erwarten wir seiner Verheißung zufolge;“ und in der Apokalypse des heiligen Johannes heißt es von einem solchen Ereignis: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der frühere Himmel und die frühere Erde waren zu Grunde gegangen.“ Natürlich nahm man hierbei nicht eine völlige Vernichtung der alten Welt, sondern einen formlosen Zwischenzustand an, wie ihn die Griechen mit dem Wort „Chaos“ bezeichneten und wie ihn auch die „Genesis“ vor Erschaffung der Welt annimmt. Dieses entspricht ganz den jetzt geltenden Annahmen der Naturforschung, insbesondere der physikalischen Astronomie, über Auflösung alter und Bildung neuer Weltkörpersysteme.

Auch durch die ganze nordisch-germanische Glaubenslehre zieht sich die halb trübe, halb freudige Ahnung einer das Ende aller Dinge herbeiführenden Vernichtung der bestehenden Weltordnung mit Entstehung einer neuen und besseren. Die „Edda“, das Hohenlied des skandinavischen Nordens, malt dieses Ereignis mit glühenden Farben. Das altdeutsche Gedicht Muspilli oder vom Weltende ist hervorgegangen aus der alten heidnischen Vorstellung vom Weltbrand und Weltende. Die Götter vernichten sich im gegenseitigen Kampfe, die Sonne erlischt, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde beginnt zu wanken, bis sie schließlich im Meere versinkt. Aber bald darnach taucht sie von neuem auf, es entstehen neue Götter, neue Menschen, neuer Mond und neue Sonne.

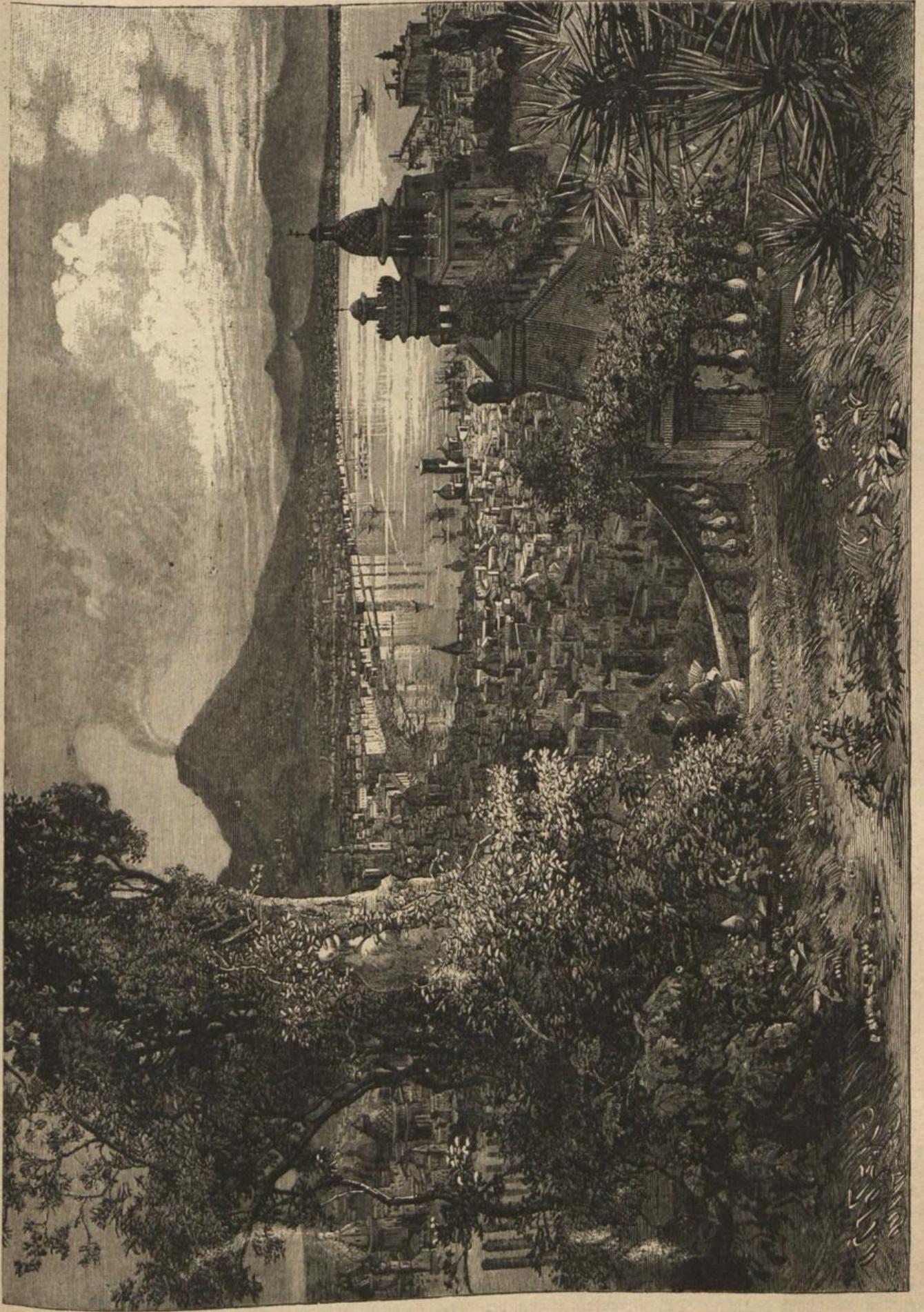
Diese mytologischen Vorstellungen der alten Völker von einem Untergang der Welt mit einer darauf folgenden Neugestaltung oder von einem mehrmaligen Entstehen und Vergehen der Welt im Laufe sehr langer Zeiträume oder Weltperioden stimmen auf das genaueste überein mit den (allerdings hypothetischen) Vorstellungen, welche sich die Wissenschaft der Gegenwart von dem Verlauf dieser in ewiger Vernichtung und Neugestaltung gipfelnden Vorgänge macht. So wird speziell unser Sonnensystem oder Planetensystem, nachdem es seinen naturgemäßen Lebensklus vollendet und alle seine Glieder wieder mit der dunkel gewordenen Sonne vereinigt hat, eines Tages seine Wiederaufstehung in anderer und vielleicht schönerer oder vollendetere Gestalt, als vorher, feiern — entweder dadurch, daß dasselbe (wie man dieses von solchen abgestorbenen Himmelskörpern annimmt) in eine weit im Weltraum ausgedehnte s. g. kosmische Wolke oder einen planetarischen Nebel von hoher Temperatur gerät, um von demselben aufgesaugt oder aufgelöst zu werden und nun an dessen bekannter Weiterentwicklung zu gegliederten Weltkörpersystemen Teil zu nehmen — oder dadurch, daß durch Zusammenstoß oder Zusammenstürzen einer größeren Anzahl solcher abgestorbener Körper infolge gegenseitiger Anziehung eine Wärme erzeugt wird, welche hinreicht, um die Bestandteile dieser Körper abermals in jene Dunstform zurückzuführen, aus der sie sich ursprünglich entwickelt haben und nun von neuem durch Rotation und Zusammenziehung entwickeln werden — oder endlich dadurch, daß, wie andere Gelehrte annehmen, die abgestorbenen Himmelskörper sich allmählich in Kometenschwärme und Meteorsteinringe auflösen, von denen ein kleinerer Teil auf andere Sonnen und Planeten niederfällt, um an deren Weiterentwicklung Teil zu nehmen, während der weitaus größere Teil in den ungeheuren Himmelsräumen, welche sich zwischen den bestehenden Massencentren ausdehnen, sich wieder durch allmähliches Zusammenreffen vieler Kometen zu einer s. g. Kometenwolke vereinigt. Diese Kometenwolke wird dann schließlich glühend und leuchtend, nimmt Rotation an und tritt in den bekanntesten Entwicklungsgang des kosmischen oder Urnebel, wie wir ihn am Himmel in allen seinen verschiedenen und verschiedensten Stadien zu beobachten imstande sind, ein. Nach dem Astronomen W. Mayer wird die erkaltete Sonne infolge der Zerstückelungstätigkeit der Sziehkraft dereinst auf ihrer Aequatoroberfläche einen

ähnlichen Staubring von losgelösten Körpern, wie ihn der Planet Saturn bereits besitzt, oder mehrere solcher Ringe um sich bilden und dadurch ihre zertrümmerte Masse wieder über einen Teil ihres Bereichs ausbreiten, bis nach und nach ein unentwirrbares Chaos von Steintrümmern und Schutt daraus geworden sein wird. Dieser Trümmerhaufen wird seinen bekannten Weg durch den Weltraum fortsetzen und überall auf diesem Wege einzelne Teile an andere Sonnen oder Sonnensysteme in Form von Kometen, welche Stücke zertrümmerter Weltkörper sind, oder in Form von Meteorsteinringen abgeben. Dieses wird so oft sich wiederholen oder so lange fort dauern, bis endlich die Sonnenmasse in eine große Anzahl von Kometen aufgelöst sein wird, die das Weltall nach allen Richtungen durchschwärmen. Ein kleiner Teil dieser Kometen wird von einzelnen Weltkörpersystemen festgehalten und zu dauernden Bestandteilen derselben in der Form s. g. „periodischer Kometen“ werden, während die große Mehrzahl derselben in jenen unermesslichen, von den Massencentren weit entfernten Himmelsregionen, wo die Gravitationseinflüsse fast verschwinden, festgehalten werden wird. Es sind gewissermaßen die Sammelpätze der die Himmelsräume in enormen Mengen durchstreichenden Kometen. Ihr Zusammenstoß erzeugt eine bis zur Gluthize sich erwärmende, nebelartige Masse von ungeheurer Ausdehnung mit einzelnen stärkeren Anziehungsmittelpunkten oder Massenknotenpunkten, wie wir sie in den unregelmäßig gestalteten, mit einzelnen helleren Punkten oder Kernen versehenen Nebelflecken vor uns sehen. „Es ist also höchst wahrscheinlich, daß diese Nebelflecke wirklich solche Stellen im Weltgebäude sind, solche abgelegene Laboratorien, in denen sich der Stoff langsam zu neuer Lebensfähigkeit vorbereitet.“ Die Art, auf welche man sich die weitere Entwicklung dieser nebelartigen Massen zu geordneten Weltkörpersystemen vorstellt, ist bekannt.

Mag nun diese Hypothese oder eine andere der Wahrheit oder Wirklichkeit näher kommen, jedenfalls ist soviel gewiß, daß sich die großen Weltkörper und Weltkörpersysteme in ihrem Leben und Dasein nicht anders verhalten, wie die organischen Körper unserer Erde, oder daß sie, ebenso wie diese, dem allgemeinen und großen Grundgesetz des Entstehens und Vergehens unterworfen sind. Im Himmel, wie auf der Erde, im Großen, wie im Kleinen, im Lebenden, wie im Toten reichen sich überall Sein und Werden, Geburt und Tod, Zerfall und Neugestaltung in ununterbrochener Kette einander die Hand, und die alten Mytiker oder Mytenerfinder haben vollkommen richtig geahnt, als sie auf den von ihnen prophezeiten Weltuntergang eine neue Weltentstehung folgen ließen. Jeder Stern oder jeder Himmelskörper durchlebt seinen ihm durch bestimmte Naturgesetze vorgeschriebenen Lebensklus von Anfang, Bestand und Niedergang, und wahrscheinlich existieren, wie der englische Astronom Proktor scharfsinnig bemerkt, unter den Myriaden von Himmelskörpern keine zwei, welche sich in demselben oder auch nur nahezu in demselben Zustande befinden, indem die an jedem derselben auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen vor sich gehenden Veränderungen nie ganz genau den an einem anderen Körper vollzogenen entsprechen oder entsprochen haben.

Was für die Himmelskörper im allgemeinen gilt, gilt selbstverständlich in gleicher Weise für unseren Wohnplatz oder die Erde, welche sich dereinst oder nach Ablauf vieler Jahrtausende wieder mit der Sonne, ihrer Wiege und ihrem Grab, vereinigen und ihr ferneres Schicksal als kleinerer Bestandteil des Mutterkörpers teilen wird. Lebende Zeugen wird diese Katastrophe freilich keine haben, da schon lange, lange vorher alles Leben auf der Erdoberfläche erloschen sein wird infolge einer Reihe chemisch-physikalischer Vorgänge, welche zwar nicht auf einmal, aber langsam und allmählich im Laufe langer Jahrtausende oder Jahrtausenden auf den Untergang der die Oberfläche der Erde bevölkernden Organismenwelt oder der Welt des Lebendigen hinarbeiten.

Der beschränkte Raum der „N. W.“ verbietet mir, auf das einzelne dieser Vorgänge näher einzugehen, so interessant auch an und für sich diese Einzelheiten und die daran sich knüpfen-



Blick auf Neapel. (Seite 511.)

anet
den
Teil
ares
sein
urch
elne
Ko-
c in
sich
nen-
ird,
Ein
per-
ben
die
den
abi-
Es
e in
stoß
tasse
ngs-
den
oder
also
ellen
enen
tet."
bel-
ift

heit
eß
eben
rper
inen
ter-
wie
erall
tung
lften
hnt,
neue
els-
vor-
ang,
t or
vern
u in
lben
iden
rper

lbt-
die
onen
igen
ter-
pphe
eben
eibe
mal,
oder
Erde
hin-

das
auch
sen-

den Betrachtungen sind oder sein mögen. Doch können unsere verehrten Leser darüber und über noch manches andere damit im Zusammenhang stehende sich auf das genaueste unterrichten durch die Lektüre einer soeben erschienenen Schrift von Prof. Ludwig Büchner: „Licht und Leben“, der das Obige seinem wesentlichen Inhalte nach entnommen ist*). Nicht nur der Weltuntergang, sondern auch der Weltaufgang, nicht nur der Kreislauf der Welten, sondern auch derjenige der Naturkräfte überhaupt, nicht nur das Leben im notwendigen Zusammenhang mit der Urquelle aller Kraft auf Erden oder mit dem Lichte der Sonne, sondern auch in seinen wunderbaren Beziehungen zu dem Gesetz der Fortpflanzung oder Wiedererneuerung, endlich die großartige durch die moderne Naturforschung entdeckte Einheit und Einfachheit der Natur- und Lebenserscheinungen finden hier eine ebenso kenntnisreiche, wie gewandte und klare Darstellung. Es ist in der That ein recht tröstlicher, bei der Lektüre eines solchen Buches fast mit Gewalt sich uns aufdrängender Gedanke, daß die vielen Rätsel des Daseins, von denen wir umgeben sind und die uns und andere so vieles Kopfzerbrechen verursachen, durch die großartigen Fortschritte der Wissenschaft in immer einfacherer und klarerer Gestalt vor uns hintreten,

*) Licht und Leben. Drei allgemeinverständliche naturwissenschaftliche Vorträge als Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung, von Prof. Dr. L. Büchner (Verf. von „Kraft und Stoff“). Leipzig, Th. Thomas, 1882.

und daß die Nebel, welche die Sonne der Erkenntnis so lange verhüllt haben, immer mehr zu schwinden beginnen. Der letzte Blick hinter das verschleierte Bild von Sars oder hinter das Geheimnis der Geheimmisse wird uns freilich der Dürftigkeit unserer Erkenntnismittel wegen immer versagt oder die Frage nach dem Warum? des Daseins immer ungelöst bleiben; aber ist es nicht eine herrliche Aufgabe für den menschlichen Geist, dem Kern des Rätsels wenigstens so nahe als möglich gekommen zu sein? Wo die Wissenschaft triumphirt, da triumphirt auch das Banner der Freiheit und der Wohlfahrt; wo Kenntnisse und Bildung herrschen, da ist kein Platz für Aberglauben oder Rohheit; wo der Geist gebietet, da weichen die gefährlichen Mächte der Finsternis und des Vorurteils. Mit dem berühmten Goetheschen Wort „Mehr Licht“ schließt der Verfasser des erwähnten Buches den ersten seiner Aufsätze über den Einfluß der Sonne und des Sonnenlichtes auf das Leben. Das Wort ist zwar, seitdem es der große Dichter aussprach, fast mehr mißbraucht, als richtig gebraucht worden, aber dennoch schließen die zwei Worte alles ein, was unsere Zeit zu ihrer geistigen, wie materiellen Erhebung und Wohlfahrt bedarf. Ob uns ewiger Untergang oder ewiges Leben erwartet, kann uns oder dem einzelnen dabei gleichgültig sein; immer werden wir uns sagen müssen, daß dieses das Zeichen ist, in dem wir siegen werden!

Dr. H. Z.

Gibt es Gespenster?

Von Dr. Richard Ernst.

Der geschätzte Leser ist wohl nicht wenig frappirt über diese Titelfrage, welche heutzutage höchstens noch in Spinnstuben oder am Waschzuber ernsthaft ventilirt wird, während er als gebildeter und aufgeklärter Mann längst weiß, daß Gespenster ins Reich der Fabel zu verweisen seien. Wie wird er erst die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn wir behaupten, daß man den armen Gespenstern bitteres Unrecht tut, wenn man ihnen jede Existenzberechtigung abspricht und sie lediglich zu wesenlosen Geschöpfen einer törichten Phantasie stempelt! — Wir wollen uns näher erklären.

Wir sehen mit dem Auge, hören mit dem Ohr u. s. w. Das sind einfache, jedermann geläufige Sätze. Und doch! so ganz einfach ist der Prozeß der Sinnesempfindungen nicht. Wir sehen mit dem Auge, d. h. die äußern Gegenstände affiziren den Sehnerv je nach ihrer Form und Farbe in eigentümlicher Weise, dadurch entstehen im Gehirn die Einzelbilder der Dinge, welche sich dem Bewußtsein einprägen. Sobald der Sehnerv in irgend einer Weise affizirt ist, schließt darum das Bewußtsein auf den entsprechenden Gegenstand als äußerliche Ursache des betreffenden Sinnesindrucks. In der Regel ist dieser Schluß auch ganz richtig. Wenn der Sehnerv den Eindruck eines Apfelbaums empfängt, so ist auch im Bereich seines Gesichtskreises ein Apfelbaum vorhanden, welcher den Eindruck hervorgebracht hat.

Die Bestätigung können die übrigen Sinne geben, insbesondere der Tastsinn; denn da, wo mein Aug den Apfelbaum erblickt, werden meine Finger ihn fühlen.

Gesetzt nun aber, daß es Fälle geben kann, wo der Sehnerv den Eindruck eines Apfelbaums empfängt, ohne daß dieser Eindruck von einem äußerlich vorhandenen Apfelbaum herrührt, so wird dennoch das Bewußtsein so lange an einen wirklichen Apfelbaum als Ursache des empfungenen Gesichtseindrucks glauben, bis es sich vom Gegenteil überzeugt hat.

Es fragt sich nun: Kann dieser Fall auch tatsächlich eintreten? Kann es vorkommen, daß das Auge den Eindruck eines Gegenstands empfängt, ohne daß dieser Eindruck von dem entsprechenden Gegenstand herrührt? Daß bei andern Sinnen derartige vorkommt, davon hat man täglich Beispiele. Wer kennt

nicht das Klingen in den Ohren, das oft gerade so empfunden wird, als ob es von einer Glocke herrühren würde. In der That wird man zuweilen einige Augenblicke getäuscht, bis man sich überzeugt, daß die Ursache dieses Klingens lediglich eine innerliche ist, indem der Gehörnerv (nervus acusticus) durch physiologische Vorgänge in derselben Weise affizirt wird, wie wenn die durch ein Glöckchen bewegten Schallwellen das Trommelfell treffen.

Das Bewußtsein schließt, wie bereits bemerkt, gewohntermaßen von den Sinnesindrücken auf entsprechende Gegenstände als deren Ursache und kann sich in Fällen, wo der Eindruck nicht von außen herrührt, nur sehr schwer in die Vorstellung finden, daß der betreffende Sinnesreiz lediglich eine subjektive Ursache hat. In eklatanter Weise zeigt dies folgender Versuch. Man lege den Mittelfinger der rechten Hand so über den Zeigfinger, daß sich die Fingerspitzen kreuzen. Hierauf versuche man, eine Erbse oder ein erbsengroßes Brodkügelchen zwischen den beiden gekreuzten Fingerspitzen auf dem Tisch herumzurollen. Wer diesen Versuch richtig anstellt, wird darauf schwören mögen, daß er zwei Erbsen oder Brodkügelchen unter den Fingern habe. Man wiederhole den Versuch und jedesmal wird man trotz des Augenscheins deutlich in den Fingern fühlen, daß es zwei sein müssen, die sogar ziemlich weit von einander liegen. Es rührt dies einfach daher, daß in der gewöhnlichen Fingerlage der gleichzeitige Reiz der Tastnerven an den betreffenden Stellen der beiden Finger nur von zwei Kügelchen hervorgebracht werden kann. Das Bewußtsein aber, oder was dasselbe ist, das Gehirn, hält fest an der gewohnten Interpretation der Sinnesindrücke.

Das Klingen der Ohren zeigt uns einen rein subjektiven Reiz des Gehörsinns. Nicht minder häufig sind subjektive Reize des Geschmacksinns, indem wir einen eigentümlichen Geschmack auf der Zunge oder im Gaumen fühlen, ohne daß wir die Speise, welche diesen Geschmack in der Regel erzeugt, genossen hätten. Daß aber auch beim Gesichtssinn Ähnliches vorkommt, zeigt der Umstand, daß durch einen kräftigen Faustschlag aufs Auge eine Lichtempfindung erzeugt wird. Daher die Redensart roher



Ein Wirtshaus im berner Oberlande. (Seite 512.)

Menschen: Ich schlag ihm eins ins Gesicht, daß ihm das Feuer aus den Augen springt. Wem ist es nicht schon vorgekommen, daß er im Dunkeln mit dem Kopf gegen die Wand oder an einen Schrank gerannt ist, wobei es ihm schien, als ob Funken aus dem Auge flogen. Desgleichen sieht man bei längere Zeit geschlossenem Auge häufig verschiedene Farben. — Das alles erklärt sich sehr einfach dadurch, daß durch gewisse physiologische Vorgänge, z. B. Blutandrang, der betreffende Sinnesnerv in derselben Weise affiziert werden kann, wie wenn ein entsprechender äußerlicher Gegenstand auf ihn gewirkt hätte.

Es gibt nun gewisse abnorme oder krankhafte Zustände der Sinne, speziell des Gesichtsinns, wo derartige subjektive Reize besonders lebhaft und mannigfaltig sind. Der Betreffende leidet alsdann an Halluzinationen oder Sinnesvorpiegelungen. Halluzinationen sind Erscheinungen der Sinne ohne äußere Eindrücke. (Illusionen dagegen sind Einbildungen der Phantasie, ohne entsprechende Sinneswahrnehmung.) Menschen, die an Illusionen leiden, sehen Funken und feurige Striche vor ihren Augen, sie hören dumpfe, verworrene Geräusche, die bald wie Kanonendonner, bald wie fernes Glockengeläute klingen. In weiteren Stadien fangen diese unbestimmten Eindrücke an, sich zu gestalten, indem sie durch die Form der jeweiligen Gemütsstimmung bestimmt werden. Der Melancholische sieht alsdann düstere Figuren, schreckliche Gesichter und Teufelsgestalten, er hört die Stimme seiner Verfolger, bald leise flüsternd, bald in lauten Tönen, wie sie beratschlagen, ihn zu töten oder ihm alle erdenklichen Qualen anzutun, um ihn her riecht es nach Blut und Leichen und in seinem Munde fühlt er den Geschmack von schädlichen Giften. Den Tobsüchtigen und Wahnsinnigen dagegen umgeben oft die lieblichsten Bilder. Glänzende Erscheinungen schweben vor seinen Augen und versetzen ihn in seliges Entzücken, göttliche Stimmen verheißten ihm Glück, Ehre und Reichthum. (Wider, Seelenstörungen.) Nicht immer sind die Halluzinationen mit eigentlicher Seelenkrankheit verbunden; sie entstehen vorübergehend bei geistig gesunden Menschen infolge anhaltender geistiger Aufregung, längerer Fastens, bedeutender Affekte. Sie können sogar, wie behauptet wird, durch eine gewisse Fertigkeit künstlich hervorgerufen werden, wo sie dann die Form von Visionen und extatischen Verzücungen annehmen.

Der Schlüssel zu den Gespenstererscheinungen wäre damit gegeben. Denn wenn allerdings auch viele Gespenstergeschichten auf eine lebhaft erregte Einbildungskraft einer- und optische Täuschungen andererseits zurückzuführen sind, so ist es doch gewiß, daß bei einem großen Teil derselben Halluzinationen im Spiele waren.

Zu den merkwürdigsten und zugleich instruktivsten Gespenstergeschichten dieser Art gehören die Visionen des berliner Buchhändlers und Schriftstellers Nikolai im vorigen Jahrhundert. Der Mann, welcher in der Literaturgeschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielt, verdient, daß wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen. Friedrich Nikolai, geboren 1733 in Berlin, gestorben daselbst 1811, in seiner Jugend, besonders durch die freundschaftliche Anlehnung an Lessing, für die deutsche Literatur fördernd wirksam, begann seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den kritischen Meister gegen alle zu spielen, die über den plattesten Realismus und die nüchternste Aufklärung hinausstrebten. Dieser Mann, sagt H. Heine, war sein ganzes Leben lang unablässig tätig für das Wohl des Vaterlands, er scheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch ist noch nie in Deutschland ein Mann so grausam, so unerbittlich, so zernichtend verspottet worden, wie eben dieser Mann. Der alte Nikolai suchte in Deutschland das selbe zu tun, was die französischen Philosophen in Frankreich getan: er suchte die Vergangenheit im Geiste des Volks zu vernichten. Aber er war solcher Arbeit nicht gewachsen. Auch geschah es zuweilen, daß er Windmühlen für Riesen ansah und dagegen focht. Er suchte, wie Odysseus, die Ohren seiner Gefährten zu verstopfen, damit sie den Gesang der Sirenen nicht hörten, unbekümmert, daß sie alsdann auch taub wurden für die unschuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegen-

wart nur radikal von allem Unkraut gesäubert werde, trug der praktische Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszureuten. Dagegen aber erhob sich die Partei der Blumen und Nachtigallen und alles, was zu dieser Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz und der arme Nikolai unterlag. Sein plattes Nachwerk gegen Goethes Werther, in welchem Werther mit einer Besudelung durch die mit Hühnerblut geladene Pistole davon kommt, schadete nur dem Verfasser, ohne die Wirkung des Goetheschen Romans zu schwächen. Als er sich später mit polternder Eitelkeit herausnahm, die Dichterdioskuren Goethe und Schiller zu Hofmeistern, wurde er von diesen mit einem Hagel regen satirischer Pfeile heimgeschickt, die ihn unsterblich lächerlich machten. Unter den von Goethe und Schiller gemeinschaftlich unter dem Namen Xenien veröffentlichten Distichen beziehen sich die meisten auf Nikolai. Sie erschienen in Schillers Musenalmanach für 1797. Sechs Jahre vorher wurde Nikolai in seiner Wohnung zu Berlin von seiner ersten Gespenstererscheinung heimgesucht. Es war am 24. Februar 1791 vor- mittags 10 Uhr in Gegenwart der Frau und eines Hausfreundes. Man muß gestehen, eine witzigere Revanche konnten die Geister des Aberglaubens an ihrem fanatischen Verfolger kaum nehmen, als dadurch, daß sie ihm Gespenster erscheinen ließen und zwar Gespenster der frechtsten Sorte, die am hellen Tage und in Gegenwart anderer Personen zu spuken wagten. — Nikolai hatte an demselben Morgen eine Reihe von unangenehmen Nachrichten erhalten, die ihn tief verstimmten und aufregten. Sie betrafen die von ihm gegründete und herausgegebene „Allgemeine deutsche Bibliothek“, welche von der damaligen Regierung hart verfolgt wurde. Plötzlich stand am hellen lichten Wintermorgen, kaum zehn Schritte von ihm entfernt, die Gestalt eines Verstorbenen vor ihm. Er wies auf dieselbe hin und fragte seine Frau, ob sie die Person nicht sehe. Diese sah natürlich nichts und schickte, als verständige Frau, nach dem Arzte. Aber noch bevor dieser kam, hatte sich die Gestalt ernst und schweigend entfernt, ihr Besuch hatte nur gegen 8 Minuten gedauert. Aber schon Nachmittags beim Eintritt der Dämmerung, als Nikolai allein auf seinem Zimmer arbeitete, stellte sich der unbetene Gast aufs neue ein. Er eilte sofort zu seiner Frau, aber die Gestalt folgte ihm und stellte sich ruhig in seine Nähe. Blutreinigende Arzneien, welche der Arzt verordnete, hatten keine Wirkung. Die Erscheinungen vermehrten sich auf die sonderbarste Weise. Sie kamen höchst ungenirt unter den verschiedensten Umständen bei Tag und bei Nacht, Nikolai mochte allein oder in Gesellschaft, daheim oder in fremden Häusern sein. Fast ohne Notiz von ihm zu nehmen, gingen sie, Männer und Weiber, durcheinander, einige zu Pferd, andere von Hunden begleitet, wie auf dem Markt, wo alles sich fortdrängt. Alle waren in Gesichtszügen, Haltung und Kleidung so deutlich unterschieden wie im weltlichen Leben. Nach etwa 4 Wochen hörte Nikolai sie untereinander sprechen, dann wurde auch er in die Unterhaltung gezogen. Sie sprachen sehr verständig, ihrem Charakter ganz angemessen, zu ihm, namentlich waren sie bemüht, ihn über seinen Kummer zu trösten.

Hatten aber die Gespenster geglaubt, ihrem Feind, dem alten Aufklärer, ein Schnippchen zu schlagen und ihn zur Anerkennung ihrer Existenz zu bekehren, so hatten sie sich gründlich verrechnet. Nikolai ließ sich ganz und garnicht dupiren. Er hielt vielmehr den Sinnen, die ihn betrogen untrügliche Vernunftschüsse entgegen und wenn es ihm damit auch nicht gelang, die Gespenster zu bannen, so bannte er doch alle Furcht vor ihnen. Er machte sie vielmehr zum Gegenstand seines Studiums, ja als richtiger Berliner fing er nach einiger Zeit an, sich mit ihrer Betrachtung zu amüsiren und mit Frau und Arzt darüber zu scherzen. Nikolai hat 8 Jahre später der berliner Akademie in der aufrichtigsten und treuherzigsten Weise erzählt, wie er zum Gespensterseher wurde und seinen Vortrag alsbald auch unter dem Titel: „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen nebst einigen erläuternden Anmerkungen“ dem Druck übergeben. Er hat auch das Mittel nicht verschwiegen, womit er die Geister exorzirte. Es bestand keineswegs in geistlichen Amuletten und dergl., sondern

in — Blutegehn, die er sich an einem Körperteil ansetzte, den man gern euphemistisch umschreibt. Die Operation wurde zwei Monate nach der ersten Begegnung mit den Gespenstern vollzogen. Beim Beginn derselben wimmelte das Zimmer noch von menschlichen Spukgestalten jeder Art, die sich lebhaft durcheinander drängten. Bald aber gingen sie an, sich langsamer zu bewegen, ihre Farben wurden blässer, ihre Umrisse schwankender und zuletzt — zerfloßen sie gleichsam in der Luft, um nicht

wieder zurückzukehren. Was die Logik im Kopfe nicht zu Stande brachte, bewirkten sechs Blutegel am Gegenteil, und die Gespenster mußten abziehen zum Triumph der Aufklärung.

Die naive Offenherzigkeit, womit Nikolai die erwähnte Operation veröffentlichte, hat ihm viel grausamen Spott zugezogen. Unter andern hat ihn Goethe im Faust als Protophantasmist (Steißgespensterseher) verhöhnt.

(Schluß folgt.)

Die pariser Salons und die Encyclopädisten.

Von C. Fehleisen.

Wenn ein neuerer Schriftsteller über die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts schreibt, so verdammt er sie entweder als oberflächliche höchst unbedeutende Denker oder er entschuldigt sich vorher, über diese Männer überhaupt zu schreiben; mit allen möglichen Gründen sucht er zu erklären, wie eine mit allen möglichen Gründen sucht er zu erklären, wie eine so verderbliche Philosophie überhaupt entstehen konnte und wie Männer, welche nach dem übereinstimmenden Zeugnis ihrer Zeitgenossen, selbst ihrer Feinde, durchweg noble, liebenswürdige und sittenreine Charaktere waren, einem solch crassen Materialismus und Ateismus huldigen konnten. Zu ihrer Entschuldigung werden dann die verschiedensten Gründe ins Feld geführt: der verdorbene Sittenzustand der damaligen Zeit, der sich ausbreitende Unglaube, die politischen Leidenschaften, welche sich gegen alle Autorität, besonders aber den Alerus erhoben, indirekt auch der Cartesianismus durch gewisse Lücken, welche er in seinem System ließ, u. s. w. Als ob diese kühnen und unerfrohenen Männer, welche mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung, mit dem kraftvoll einschneidenden Unwillen jütllicher Empörung sich gegen alles wenden, was in Kirche und Staat den Anforderungen der Vernunft zuwiderläuft, einer Entschuldigung oder Rechtfertigung bedürfen! Es ist wahr, sie haben keine künstlich aufgebauten Systeme hinterlassen, ihre Werke erfordern kein lebenslanges Studium, um verstanden zu werden; in zwar oft derber, aber gerader, ehrlicher, überzeugender Sprache schrieben sie für jedermann, machten sie die Verallgemeinerung der Ideen allen Schichten der Gesellschaft zugänglich. Sonst wäre es ja nicht möglich gewesen, daß bei dem damaligen Bildungsgrade der Gesellschaft z. B. Montesquieu's „Geist der Gesetze“ 1748 in den ersten 18 Monaten 22; Helvetius' Buch „Ueber den Geist“ 1758 in kürzester Zeit 50 Auflagen erlebte; ganz zu schweigen von den Werken Voltaire's und Rousseau's, welche bei ihrem Erscheinen auch sofort vergriffen waren und in alle gebildeten Sprachen überetzt wurden. An intellektueller Tiefe und Produktivität stand das 18. Jahrhundert dem 17. nach, welchem Gassendi, Descartes, Spinoza, Leibniz, dem Locke angehörten, mit welchen Denkern, Kant ausgenommen, kein Philosoph des 18. Jahrhunderts sich messen darf, dagegen betrieb dasselbe die Verbreiterung, die Anwendung der Ideen und machte die Vernunft zum alleinigen Maßstab, um die Zustände der Gesellschaft zu kritisieren. Es handelte sich damals nicht darum, neue Wahrheiten aus den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes herauszuholen, sondern die erkannten zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen, ganz besonders aber alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurteile, aus dem Wege zu räumen. Es handelte sich darum, wie der durch seine Festungsbauten berühmte Marschall Vauban schon in einem am 19. März 1707 öffentlich verbrannten Buche sagte: „Das arme leidende Volk aus den Händen jenes Otterngezüchts zu befreien, das zu nichts da sei, als um die Galeeren zu füllen und das doch in Paris so stolz herausfordernd einzuherschreiten, als habe es den Staat gerettet.“ Und wer wäre tauglicher hierzu gewesen, als eben jene unter dem Namen „Ency-

clöpädisten“ für ewige Zeiten bekannten Philosophen, welche, unter dem von Voltaire ausgegebenen Lösungsworte: „Ecrasons l'infame!“ Vernichten wir die Infame! nämlich die katholische Kirche, so erfolgreich gegen altüberkommenen Pfaffenlug und Pfaffenfrug zu Felde zogen? Die alphabetisch geordnete „Encyclopädie“ sollte das Zauberwort werden, das Privilegium der Fachgelehrten, die Alleinwissenden zu sein, zu zerstören.

Diderot war der Herausgeber und die Seele dieses großen, denkwürdigen Werkes; an ihn schlossen sich d'Alembert, Condillae, Solbach, Helvetius, Grimm und viele andere, welche teils als ständige Mitarbeiter, teils in selbständigen Schriften dasselbe Ziel verfolgten. Mit seltener Umsichtigkeit wurden die menschlichen Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten zusammengefaßt und gemeinnützig gemacht; aber die Encyclopädie war kein friedlicher Speicher, in welchem die Gelehrten und Denker aller Gattungen ihre erworbenen Reichthümer niederlegten und überschauten; sie war eine riesige Belagerungsmaschine und Angriffswaffe.

Gegen die beiden ersten 1751—52 erschienenen Bände erhob sich sofort der heftigste Sturm. Der Erzbischof von Paris erließ einen Hirtenbrief, welcher aber nur die Folge hatte, daß das teure und seltene Buch, welches bisher nur wenigen bekannt gewesen, nunmehr jedermann lesen wollte. Beide Bände wurden mit Beschlagnahme belegt; jedoch wurde die Fortsetzung nicht verboten. D'Alembert dachte daran, das Unternehmen nach Berlin zu verlegen; Voltaire riet jedoch davon ab, „weil man dort mehr Bajonette als Bücher sehe und weil dort Athen nur im Cabinet des Königs sei.“ Die Herausgeber waren jedoch vorsichtiger geworden und blieben eine Zeitlang unangefochten. 1757 erschien aber der 7. Band, über welchen d'Alembert triumphierend an Voltaire schrieb, dieser werde alle übrigen an Schärfe übertreffen; und dies war in der That der Fall.

Unglücklicherweise veröffentlichte kurz nachher Helvetius sein berühmtestes Buch „Ueber den Geist“, was die Gemüter so erregte und die Angriffe nahmen wieder zu an Zahl und Stärke. Es wurde ein Untersuchungsausschuß niedergesetzt und durch ein Arrêt du Conseil d'Etat vom 8. März 1759 wurde das im Jahre 1796 erteilte Privilegium aufgehoben und der Verkauf der erschienenen und noch erscheinenden Bände verboten „in Anbetracht, daß der Nutzen, welcher etwa für Kunst und Wissenschaft erwachse, in keinem Verhältnis stehe zu dem Schaden, welchen Religion und Sitte erleiden.“

D'Alembert ermüdete und zog sich zurück. Diderot dagegen wurde durch diesen Anfall nur um so eifriger und hartnäckiger. Er arbeitete ununterbrochen unter unsäglichen Mühen und Gefahren und brachte es so weit, daß im Jahre 1766 die letzten 10 Bände erschienen. Das Geschrei der Geistlichkeit wiederholte sich und die Buchhändler wurden 8 Tage in die Bastille geworfen; doch wurden dem Verkauf keine ernstlichen Hindernisse in den Weg gelegt. Die Minister Choiseul und Malesherbes hatten, den König günstig zu stimmen, ein kleines Hofmanöver veranstaltet. Man wußte es einzurichten, daß der König bei Tafel nach der Verfertigung des Pulvers, die Gräfin Dubarry

nach der Fertigstellung der besten Pomade fragte. Man holte die Encyclopädie und verlas aus dieser die betreffenden Abhandlungen. Der König war entzückt und die Encyclopädie wurde zwar nicht erlaubt aber geduldet.

Selten hat ein so umfangreiches Werk eine so allgemeine Verbreitung gefunden; 30 000 Exemplare umfaßte schon die erste Auflage; im Jahre 1776 waren vier ausländische Uebersetzungen

Das deutsche Gaunertum.

(Schluß.)

So ausgebildet wie die Symbolik ist die Diebspraktik des Gaunertums.

Lallemant erklärt zuerst den Vertusch (von täuschen, vertuschen), jede Handlung, welche dazu dient, die Aufmerksamkeit dritter von der Diebsoperation abzulenken. Der Gauner, welcher den „Massematten“ (Beutegenstand) gegen den „Freier“, zu Bestehenden, „handelt“ (stiehlt) hat zum Doppelgänger einen „Vertuschmacher“, welcher einen öffentlichen Aufschrei herbeiführt, eine Fensterscheibe einschlägt, den „Freier“ als „Freund“ umarmt, während der andere an den Taschen oder im Kaufladen operirt. Derjenige Vertuschmacher, welcher einem Ladendieb (Schautenpfeifer) sekundirt und den Verkäufer zur Diversion für den Dieb beschäftigt, ist der Schreckener. Das Vertuschmachen ist „Meistern“, wenn der Vertuschmacher ein plötzliches Dazukommen (einen „Aufstoß“) des Freiers oder dritter Leute zu paralytisiren hat. Diese verwegentesten Vertuschmacher, auch Schmören genannt, leisten das Unglaubliche im Foppen der Polizei und der Freier. Der Vertuschmacher dient meist zugleich zum „Zuplantzen“, d. h. Zuzucken der gestohlenen Waare, was äußerst rasch vor sich geht. So ist oft eine Uhr und Dose schon längst aus dem Theater, ehe der noch bei dem Diebstahlende Bestohlene („Balhei“) dieselbe vermißt. Außersten Falles wird sie dem Bestohlenen selbst wieder zugeplantet, oder sogar der Polizei während der Verhaftung. Es wird so dem Bestohlenen auf Gefahr von Injurienprozessen schwer, den gegründeten Verdacht zu äußern. Die ertauulichste Fertigkeit findet namentlich im Zuplantzen von Fluchtmitteln und Mitteilung beim Gefängnisbesuch statt.

Ehe auf den Diebstahl überhaupt ausgegangen wird, gilt es, erst den Massematten zu „baldowern“, d. h. auszulundschaften. Das Baldowern zeigt beim Gaunertum denselben Spähercharakter wie beim Wilden. Es gibt keinen bessern Topographen und Statistiker sagt Lallemant, als den Gauner. Jedes Land, jeden Ort, wo er nur kurz verweilt, kennt er genau, er weiß auch alle seine Schlupfwinkel, die Verhältnisse seiner Bewohner. Er kennt das Gerichtsverfahren, das Magistratspersonal, die Inquirenten, die Polizei, den Zustand der Gefängnisse. Das Adressbuch einer Stadt dient auch ihm. Gaunerinnen als Bonnen und Haushälterinnen sind Organe des Baldowerns. Als Kolorateur, Bettler, Krüppel, Blinder, als Polizeidiener, Kommissionsrat baldowert er den Massematten oft lange bevor er ihn „handelt“ (stiehlt). Beim Baldowern nimmt er den Wachsabdruck von Schlössern und Schlüsseln, um die Nachschlüssel vorzubereiten. Ein gründlich ausgekundschafteter Diebstahl heißt auch „ausgekochter“ (ausgekochter) Massematten.

Zur Verheimlichung der Tat in ihren vorbereitenden Stadien wie in ihren Spuren hat der Gauner Orte des Verstecks (Kawure, hebräisch Grab) nötig. Das Kawurelegen spielt daher eine große Rolle in der Gaunerpraxis. Kein Teil des Hauses, vom Keller bis zur Krone des Schornsteins, keine Wand, kein Stein, kein Balken, kein Fußboden, kein Kleidungsstück, kein hohler Baumstamm, kein Leich besteht, welcher nicht unter Umständen zur Kawure benützt würde. Die Kawure am eignen Körper, selbst in der Weise, gegen welche die Polizei mit der Alstiersprige operirt, ist dem Gauner die nächste und behändigste. Feilen und Sägen sind oft im Bart, unter Toupetis und dergleichen versteckt. Die beste Kawure sind dem Gauner die „Schärfenspieler“, „Kochemerspieler“, d. h. die Verschleißer und Diebshehler gestohlener Waare. „Schränken“ ist das Stehlen mittelst Einbruchs, unter Ueberwindung des „Verschlusses“, d. h. sämtlicher äußerer Bewahranstalten. Auch das Schränken ist beim Gaunertum zu einem mechanischen Raffinement geworden, wobei Brecheisen (Schaber, Klamonih) Säge (Mazire), Feile (Peziere) mit größter Virtuosität gehandhabt werden. Bis auf Chubb, Bramah und Newell und die neuern Geldschranke war kein Schloß fest genug, wie Lallemant in einem längern Abschnitte besonders nachweist. Halsen der Dietrich und das Erbrechen nicht, so diente das Umfägen und Umbohren (Kewone legen) der Schloßstellen der Lüre. Nächst dem mechanischen Verschlusse ist der wachsame Hund ein Hindernis für den Schränker. Dies überwindet er durch das „Pegern“, Vergiften durch hingeworfne Broden meist schon längere Zeit vorher. Vor herannahenden menschlichen Wesen (Lampen, Länden) zieht der Schränker sich zurück, wenn der Vertusch nicht gelingt. Den „gehandeltsten Massematten“ oder gelungenen Diebstahl schafft man in Säden (Kisswer) zum Zinkplatz, von da in irgend eine Kawure oder in die nächste Chessenvenne (Gaunerherberge), welche als Ort der Teilung (Chelutte) der „Zutippel“ heißt. Die Beute wird dann sofort an die Schärfenspieler verkauft und durch diese zum Absatz in möglichst ferne Orte gebracht. Den glücklichen Gauner fordert ein Mitwisser wohl auch um eine Gabe an, „berennt“ oder „brennt“ ihn darum in der Chessenvenne; diese

vorhanden. Der Druck hatte 1 158 958 Livres gekostet, der Reinertrag für die Buchhändler nichtsdestoweniger sich auf 2 630 393 Livres belaufen. Diderot aber empfing für seine ungeheure Arbeit und persönliche Gefahr nur 2500 Livres für jeden Band und außerdem 20 000 Livres für allemal.

(Fortsetzung folgt.)

Schweigsteuer heißt das „Brantwein-geld“. Die passende Wahl für die auszuführenden Schränkmassematten ist eine wichtige. Die eigentliche Schränkzeit sind die langen und stürmischen Nächte des Herbstes und Frühjahrs, daher die goldne Choschek (Finsternis) genannt; selten wird bei Tage, fast immer bei Nacht „gehandelt“.

Das Schränken oder der Einbruch wird umgangen, namentlich auf dem Lande und in den Wirtschaften, dadurch, daß schon Abends vor dem Diebstahl ein Chäwer (Bandengenosse) ins Haus schleicht oder als Gast übernachtet und dann den Verschuß öffnet, um mit dem Diebstahl davon zu gehen (Pleitehandeln) oder aber erit Morgens unter Zahlung der Fehde mit der Beute abzugeben (Challehandeln). Noch ausgiebiger dient dem Gauner zum gewaltlosen Diebstahl verschlossener Gegenstände der Gebrauch der Nachschlüssel. Der Nachschlüssel-diebstahl heißt das Massenen, welches sich zu einer der Schlosserkunst spottenden Technik mit einer besondern reichhaltigen Terminologie entwickelt hat. Der Diebstahl unter Hauseinschleichen ist das Rittenschleichen. Unter den Rittenschleibern werden verschiedene Sorten unterschieden: Kaudenhalchener oder Jafir-Morgen Gänger, welche des Morgens einschleichen; ferner die Erefgänger oder Taffleshalchener, welche zur Abendzeit in die Häuser einschleichen, in Gasthöfen besonders junge Dirnen, welche sich für „bestellt“ ausgeben; die Keger oder Gadler, welche in Küchen auf wertvolles Geschirr, und die Merchiser, welche in Seitengelassen auf die Wäsche spekuliren; der Rittenschub in der Stadt heißt R. in Notum, der auf dem Lande R. in der Mednie.

Eine besonders umfangreiche Art des Gaunerdiebstahls ist der Laden-diebstahl oder das Schottenfellen, welcher nur eine geübte Hand und eine große Kocktasche voraussetzt, um fast unter den Augen, im Gespräche des übergefälligen Käufers vollzogen zu werden. Das Schottenfellen wird namentlich von den Gaunerinnen als Komtesien und Baronessen betrieben, welche den devoten „Schaute“ (betrogenen Kaufmann) durch ihre Präntationen im Kaufladen umherjagen und einstreuen mit ihren Aermeln manipuliren, um die Waaren in die „Gole“, d. h. in Säde und unten zusammengeknähte Unterröcke durch die weiten Schlitze des Mantels oder Paletots zu praktizieren. Den Schottenfellerinnen kommt die Mode oft zu Hilfe. Vielfach lassen sie sich von männlichen und weiblichen Vertuschmachern begleiten. Der Kaufmann schützt sich am besten durch geschickt angebrachte Spiegel, durch welche er den Käufer auch dann im Auge behält, wenn er ihm vorübergehend den Rücken zuzehren muß. Nach Lallemant wird vom Kaufmann weit weniger vom alljährlichen Waarendefekt auf das Schottenfellen geschoben, als es nach dem tatsächlichen Umfang dieser Gaunerpraxis wohl geschehen sollte. Dem Schottenfellen ähnlich ist das Chilsen, Chalfen, d. h. Diebstahl beim Wecheln von Goldstücken, wenn irgend ein gutmütiger Wechsel, ein halbrückener Bauer auf dem Jahrmarkt, eine für Galanterien zugehörige Komptoir-dame oder Ladenmamsell sich dazu herbeiläßt, dem mit der unschuldigen Miene nahenden Chilsener eine Summe Geldes zur Auswahl der ihm nötigen Sorte vorzulegen.

Lallemant beschreibet noch eine ganze Reihe anderer Diebstahls- und Betrugspraktiken der Gauner mit sonderbaren Namen: die Münz-fälscherei und Münzbeschädigung oder das Linkemessumelochnen — von link = betrügerisch in der Gaunerprache, Messume = Geld, melochnen = arbeiten; das Fleppemelochnen oder die Urkundenfälschung, welche mit allen chemischen Hilfsmitteln betrieben wird; das Stippen (stippen) oder das Wegnehmen durch Hineingreifen in unvollständige Verschlüsse mit der Hand oder mit Werkzeugen. Das Torfdruden oder Chilesziehen ist der heimliche Diebstahl von Gegenständen, welche die Person verwaht bei sich trägt, also der Taschendiebstahl im weiteren Sinne, der als Gegenstand zahlloser Anekdoten bekannt und ebenso ein Bravourgebiet des Gauners, als wegen des schnellen Zuplantzens der gestohlenen Sachen schwer zu entdecken ist. — Ein umfangreiches Gebiet der Gaunerpraxis ist das Jedionen. Eigentlich bezeichnet es jene Praxis überhaupt; denn von Jedionen, Jonen schreibt sich Gauner bet. Das Jedionen hat sich jedoch zu dem Sinne der spezifischen Wahrsagererei und der schwarzen Kunst verengt. Um die Wittischen zum Spiele zu bringen, verliert einer der Fischker immer gegen den andern, was in den Wittischen die Spiellust reizt. Die systematische Verlockung zum Spiel heißt die „neue Fahrt“. Die Beitreiber oder Fallmacher geben zugleich Zinken zur Mitteilung der Karten des Wittischen. Die verschiedenen Arten des Betruges im Bürgerspiel: das Würfelschleifen, Jung und Alt, Sanduhr, das Deckeles, das Riementechen oder Band-spiel, werden von Lallemant beschrieben.

Die allergefährlichste und nichtswürdigste Klasse der Gauner sind die Schärfen- oder Stokenspieler, „platte“, d. h. den Gaunern vertraute Leute, welche ihnen die gestohlene Waare abtaufen und dieselbe ins Kleine absetzen („schärfen“) also dem Diebstahl Wert und Interesse verleihen. Die meisten Schärfenspieler, sagt Lallemant, sind Gauner, welche

keine Beschreibung der Welt hätte der modernen Altertumsforschung ein so treues Bild von dem Kulturleben der Alten liefern können, als die Ausgrabungen der verschütteten Städte. — Die Stadt Neapel zählt 450 000 Einwohner. Man sollte glauben, daß ein Volk, dessen Auge sich von früherer Kindheit an im Glanze dieser unvergleichlichen Sonne badet, an Gesittung und poetischer Kraft den Nordländern weit überlegen ist. Leider ist gerade das Gegenteil der Fall. Keine der größeren Städte Italiens ist so arm an stolzen Namen, als Neapel. Es ist eine eigentümliche Tatsache, sagt Eckstein, daß die Bevölkerung dieser herrlichen Gegend kalt und stumm blieb, wo sich die produktiven Geister aller übrigen Nationen Anregung und Inspiration holten. Auch die Geschichte dieses zauberischen Strandes ist ein trostloses Chaos von Begebnissen, umsonst bilden wir uns nach Taten um. Stets von Fremden beherrscht, hat Neapel nie eine politische Rolle gespielt wie Genua, Venedig, Pisa; ohne schöpferische Kraft, ohne Originalität und Tiefe der Empfindung, vermochte es weder auf literarischem, noch auf künstlerischem Gebiete das zu leisten, wozu es vermöge seiner unendlichen Natur Schönheit berufen zu sein schien. Es scheint, daß da, wo die Luft zu balsamisch unsere Schläfe küßt, sie uns das Mark aus den Knochen saugt. Ein neuerer Reisender nennt Neapel die hohe Schule der Fresserei; das Betrüben gelte dort allenthalben als etwas so Selbstverständliches, daß die eingeweihten Autochthonen sich höchlich wundern würden, wenn man ihnen den Beweis liefern wollte, anderwärts betrachte man diese Methode als etwas Verbrecherisches und Niederträchtiges. — Wir können von unserem Bilde nicht scheiden, ohne noch des Schutzpatrons der Stadt Erwähnung getan zu haben. Es ist der heilige Januarius oder San Gennaro. Bei seinen Lebzeiten war dieser Heilige Bischof von Benevent. Er starb den Märtyrertod unter Kaiser Diokletian. Bei seiner Enthauptung fing eine arme Wittwe zwei Fläschchen von seinem Blute auf und brachte sie nach Neapel. Auch das Haupt und der übrige Körper des Märtyrers gelangten nach Neapel und ruhten dort in einer Kapelle, über welche im 13. Jahrhundert eine prächtige Katedrale erbaut wurde, die seinen Namen führt und die schönste und größte Kirche Neapels ist. In der sogenannten „Schatzkammer“ der Katedrale wird nicht nur das Haupt und das Blut des Heiligen, sondern auch seine massivsilberne und vergoldete Büste aufbewahrt, welche die Aufsicht über 37 andere Heilige von Silber und 42 ditto von Bronze zu führen hat. Der Wert des Schatzes an Gold, Silber und Edelsteinen wird auf 4 Millionen Franken geschätzt. Der heilige Gennaro ist ein wahrer Taufkünstler und Hexenmeister; er kann alles tun und weiß für alles Rat. Er vertreibt Pest und Cholera, stillt Erdbeben und Vulkane, heilt den Weistanz und das fatale Mal de Naples, wehrt der Hungersnot und dem Feuer, kurzum er ist ein Helfer in aller Not; nur gegen Dummheit hat er sich bis jetzt noch nicht als brauchbar bewährt. — Das Blut in den zwei Fläschchen ist geronnen; es wird aber wieder flüssig, wenn die Fläschchen mit dem heiligen Haupte in Berührung kommen, vorausgesetzt, daß der Heilige gut bei Laune ist; denn manchmal will es nicht fließen, was dann ein Beweis ist, daß der Heilige den braven Neapolitanern zürnt und durch Opferpenden verjöhnt sein will. Als Garibaldi am 7. September 1860 in Neapel einzog und der Bourbonenwirtschaft ein Ende machte, wollte das Blut auch nicht fließen. Der alte General verstand aber auch etwas von Sympatie oder Schwarzkunst; er raunte den Pfaffen ein paar Wörtchen in's Ohr, worauf alsbald das Blut lustig zu fließen anfing. — St.

Ein Wirtshaus im berner Oberlande. (Illustration s. S. 507.)

Das gesammte zu Bern gehörige Berg- und Talgelände, welches die nördliche Abdachung der berner Alpen bis zu den beiden Aareseen bildet und unter dem Namen berner Oberland zusammengefaßt wird, ist ein Lieblingsziel der sommerlichen Alpentouristen, nicht ganz zum Vorteil der Bevölkerung, welche, von Natur ein gutmütiger, intelligenter, hübscher und kräftiger Menschenschlag, heutzutage mehrfache schlimme Einwirkung des starken Fremdenverkehrs zeigt, der sich sogar bis zu den Firnen der Finsteraarhorngruppe erstreckt, Schneewüsten, welche erst der Eifer der Alpenklubisten recht erschlossen hat. In das Wirtshaus unseres Bildes, dessen spärliche primitive Möbel und Tringelgeschirre auf eine entlegene Gegend hinweisen, sind soeben ein paar Touristen eingelehrt. Der ältere, ohne Zweifel ein Gelehrter, vielleicht ein Zoolog, ist in der Betrachtung eines seltenen Käfers oder Schmetterlings vertieft, den er unter die Loupe genommen hat. Der neben ihm sitzende Bauer, welcher

behalich seinen Kloben dampft, guckt ganz verduzt drein, denn er kann nicht begreifen, was an dem Insekt merkwürdig sein soll. Der junge Gefährte des Gelehrten ist mit einem ganz anderen Käfer beschäftigt. Die stämmige Dirne, die er in die Wange kneift, scheint sich zwar diese Vertraulichkeit zu verbitten. Irrer wir jedoch nicht, so wird ihre energisch abweisende Haltung von ihren Augen Lügen gestraft, denn diese vertrat, daß ihr die Guldigung des hübschen Jünglings nicht so ganz unangenehm ist. Eine ernste Katastrophe läßt jedoch die dritte Gruppe unseres Bildes bezürchten, die sich im Vordergrund präsentiert. Der fremde Buntfischer, auch ein Tourist, und die heimische Kaze stehen einander gegenüber, wie Regierungsfreunde und -Feinde im Reichstag. Hoffen wir indes, daß der Konflikt nicht zum Ausbruch kommt, beide Certanten vielmehr den Groll in ihrem Bujen durch weise Mäßigung zähmen werden. St.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Chemnitz. E. U. Sie schreiben, Sie hätten einmal „Hautauschläge“ gehabt und verlangen Rat für den Fall der Wiederkehr. Damit Sie und alle andern, die die Beschreibung eines Krankheitszustandes mit einem Worte abgetan glauben, sehen, wie sehr sie damit im Irrtum sind, folge hier ein Verzeichnis der bekanntesten Hautauschläge (akute oder chronische Exantheme): Nesselsucht, Röteln, Friesel, Masern, Scharlach, Pocken, Rose, Schwielen, Warzen, Finnen, Flechten, Kopigrind und Weichselzopf. An welcher von dieser Ausschlagskrankheit haben Sie nun gelitten? Ganz ohne Rat wollen wir Sie jedoch nicht lassen: pflegen Sie Ihre Haut sorgsam, nehmen Sie möglichst oft ein Flußbad, waschen Sie Ihren Körper täglich von Kopf bis Fuß mit kaltem Wasser und frottieren Sie ihn dann mit grobem Handtuche, dabei hauptsächlich Brust, Rücken, innere Schenkel und Arme berücksichtigend. Auch Luft- und Sonnenbäder, d. h. nackt in frischer Luft und Sonnenschein liegen oder spazieren — selbstverständlich nur da, wo die Sitte es gestattet, in Badeanstalten oder wo sie sich ganz unbeobachtet wissen — ist jederzeit als Vorbeugungsmittel gegen Hautkrankheit zu empfehlen.

Altona. Frau Br. B. Das häufige Aufstoßen ist ein Zeichen mangelhafter Verdauung. Enthalten Sie sich des Genusses von fetten und leichtgährenden Speisen und Getränken, bewegen Sie sich tüchtig in freier Luft, trinken Sie oft, aber in kleinen Portionen frisches Wasser und nehmen Sie einigemal täglich 1,0 bis 2,0 doppelkohlenjaures Natron in Wasser oder eine Messerspitze Lindenkohlenspulver; beides wenn die beim Aufstoßen entweichende Luft sauer riecht. Ist der Geruch jedoch ein fauliger, so müssen Sie sich an einen Arzt wenden, da dann eine nur durch genaue Untersuchung und Beobachtung zu erkennende Krankheit die Ursache des Aufstoßens ist.

Redaktions-Korrespondenz.

Weimar. A. R. Wie kommen Sie, geehrter Freund, nur immer dazu, uns — der Redaktion der N. W., von vornherein alles mögliche Lächerliche, Schlimme, Falliche zuzutrauen? Mühen wir wirklich alles getan oder verschuldet haben, was mit der N. W. in irgend einem Zusammenhange steht oder zu stehen scheint? Daß die Gräfin Vera, „Sensationeller Sittensroman von Helene von Kowowiza“, den „geehrten Lesern der Neuen Welt“ durch einen besonderen Prospekt ans Herz gelegt worden ist, erweist sich als eine Aufmerksamkeit des Verlegers Herrn Kollmer, von der uns erst durch Ihre Zusendung Kunde ward. Ihr herbes Urteil über die Verfasserin des genannten Romans wollen wir an dieser Stelle nicht wiederholen, wir können aber nicht umhin zu verichern, daß wir absolut nicht bezweifeln, wie auf ein literarisches Produkt solcher Qualität, wie dieser in die Kategorie flüchtiger Kolportageliteratur gehörender, angeblich sensationeller Sittensroman, eine so intensive und kostspielige Bekanntschaft gewendet werden konnte. Daß wir zu sorgen bemüht sein werden, den Namen der N. W. nicht wieder durch solche Gesellschaftsprostituirten zu lassen, hätte ein alter Mitarbeiter und Gesinnungsfreund gleich Ihnen doch wohl ohne weiteres voraussetzen können!

Soblig. J. B. Nach Wunsch geheißen.

Köln. R. Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten und dergleichen auf Bestellung zu machen, haben wir auch gegen „gutes Honorar“ weder Zeit noch Lust.

Berlin. Max T. Jeder Mensch sagt, Sie seien riesig talentvoll! — Wir gratulieren von Herzen. Die Tatsache, die Sie uns da mitteilen, erschließt uns um so interessanter, als uns damit zum erstenmal eine so überaus erfreuliche Meinungsübereinstimmung der gesammten Menschheit entgegentritt. Daß sie uns bei so bewandten Umständen nicht erst Proben Ihres Talents eingeleandt haben, halten wir ganz in der Ordnung. Lassen Sie diese vornehme Zurückhaltung auch ja nicht fahren, falls Ihnen nicht mit den Jahren etwa die Uebersetzung kommen sollte, daß sich „jeder Mensch“ in der Kleinheftigkeit Ihres Talents recht erheblich geirrt hat.

Inhalt: Verflungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Etwas vom Welt-Untergang. — Gibt es Gespenster? Von Dr. Richard Ernst. — Die pariser Salons und die Encyclopädisten. Von C. Fehleisen. — Das deutsche Gaunertum. (Schluß.) — Bild auf Neapel. (Mit Illustration.) — Ein Wirtshaus im berner Oberlande. (Mit Illustration.) — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Mit dieser Nummer beginnt das vierte Quartal des 7. Jahrganges der „Neuen Welt.“ Abonnements werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Dieß in Stuttgart.